

Das „Ungeheure“.

Langsam kam ihm das Erwachen wieder. Er lag in einem Raum, und um ihn, neben ihm lagen auch Menschen — ganz langsam wurde ihm das gegenwärtig. Es war viel Weisheit da: die Seiten, die Hände, die Menschen, die da zwischen den Seiten gingen; aber es war noch keine rechte Helligkeit. Die kam wohl noch.

Er fragte einiges mit leiser Stimme und bekam leise Antwort. Leise Hände legten ihm die Decken zurecht, hoben ihn auf, legten ihn wieder nieder. . . . Und dann wachte er: er war in der Hölle gewesen und war noch einmal zurückgekehrt ins süße Menschenleben. Da wurde er ganz still und dachte lange nach, wenn er gerade nicht schlief.

Er suchte sein Wissen in Stücken zusammen: wer er war, daß er bei Beginn des Krieges fortgezogen war, gleich den Millionen — und ja: daß ihm am Morgen der Schlacht — der letzten Schlacht — auf einmal eingefallen war, daß ja heute sein 25. Geburtstag sei. Die Schlacht, die Schlacht, wie war das noch? Es war quälend, alles so beschämend, so mühsam. . . . Aber dann kamen ihm andere Gedanken dazwischen: wie war's zu Hause? Denn er hatte doch ein Zubause. Wie ging es der Schwester, mit der er die letzten Jahre zusammen gehaust hatte? Sollte sie von ihm, forgt sie sich um ihn? Die Augen suchten im Raum, ob sie jemand fänden, den er fragen könnte; aber es war gerade niemand da, so blieb ihm vorerst nichts als sein Nachdenken und das Suchen. . . . 25 Jahre erst, das war am schwersten zu denken, denn es schien ihm, als sei er uralte. . . . Woran lag das? Das fand er, als er daran dachte, daß er an jenem Morgen mit einer guten Zuversicht, wenn auch mit einem gewissen feierlichen Ernst in die Schlacht gegangen war mit den andern; daß, nach dem ersten Gefecht der Morgenstunden, die Schlacht am Mittag heftig geworden war; daß sie ungestüm vorgegangen waren, daß seine Kompanie, im Zentrum der Stellung, beim Vorgehen in den Höllenfessel gekommen war, und — hier war sein Denken schon fast am Ende. Unter dem Feuer feindlicher Geschosse hatten sie weiter nichts mehr tun können als sich platt auf die Erde werfen und warten. Selber feuern war ganz zwecklos gewesen. . . . Und sie hatten ganz still gelegen im Vorn, unter plötzlichen Geschossen: einige aber hatten geschrien oder gebetet, jeder hatte erwartet, wann es ihn treffen würde! Und da war ihm ein Gedanke gekommen: dies ist die Hölle; — wenn uns nicht von rechts oder links Luft geschickt wird, sind wir verloren. . . .

Nun wachte er: ein solches Erlebnis war außerordentlich, eine solche Schlacht hob den Menschen für Augenblicke aus allem Zeitmaß heraus, stellte ihn vorübergehend so ins Ungeheure, daß ihm, heimgekehrt ins Leben, ein furchtbarer Ernst und ein tiefer Blick bleiben mußten. . . . Er entsann sich noch einer plötzlichen Erschütterung und eines Schmerzes an der Schulter, als er sich eben ein wenig erhob, um zu spüren. . . . und dann nichts mehr. . . .

Er war „dort“ gewesen, und dieses Wort war wie außerhalb der Welt; sein Denken kreiste um dies „Dort“, und seine Lippen flüsterten: die Hölle. . . . Er mußte sich erst daran gewöhnen, sich hier zurechtzufinden, daß er auf der Geseignen war, daß er leben würde; aber er fühlte sich sehr alt.

Die Schwester kam und sprach leise zu ihm: sie bringe ihm seine Kost der letzten Zeit, der Arzt erlaube es, und zu Abend würde Besuch für ihn da sein, seine Schwester sei gekommen, sie werde in der Dämmerung hier sein. — Er war ganz aufgeregt. Seine Finger zitterten noch ein wenig, als sie nach den Briefen und Karten griffen.

Nun sah er schon zu Hause, und es war milder Herbst mit sanfter Sonne und fallendem Laub. Die Schwester hatte ihn nach einiger Zeit mitnehmen dürfen, um ihn zu Hause ganz gesund zu pflegen. Dann ging er schon im Garten neben dem Hause hin und her, stand am Baum und sah die Straße in der Sonne liegen. Wenige Menschen kamen vorüber, grüßten oder nickten — ganz wie einst. Die Glocke der Kleinstadt schlug, in der Nachbarschaft spielte jemand Klavier, und ein Hund schlug ein paarmal an; Kinder kamen mit einem Karren voll Feldfrüchte daher — wie einst. . . . Die Heimat war doch immer schön und still um ihn.

Aber dann war ein plötzliches Aufwachen in ihm, sein Blick wechelte sich, sein Auge ward groß, und er stand wie horchend. . . . Das „Dort“ und „Dribben“ stand vor seiner Seele, da verfant die Stille und das Kleinstädtchen. Er war ja hundertgerückt gewesen aus diesem Leben ins Zeitlose, und er würde wohl noch einmal dahingehen; wenn er erst ganz wieder gesund war. . . .

Er machte seine ersten Gänge durch die Stadt: über den Markt, an der Schule und an der Kirche vorbei, danach in die Stille zwischen den Gärten vor der Stadt, wo die Bürgerfrauen auf ihrem Landchen die Früchte ernteten. . . . Ernste Männer war ein paarmal zu ihm getreten, hatten ihn gefragt, und er hatte Antwort gegeben, aber in

seinen Worten war ein fremder Klang gewesen, als spräche er von etwas Unmähigem, Fremdem, Fernem; und sie hatten ebenso zugehört, wie er erzählte. Als wäre all dies letzten Endes gar nicht zu verstehen von allen, die zu Hause blieben.

Einmal waren auch ein paar ganz junge Mädchen zu ihm getreten, als er am Baum seines Gärtchens stand, und hatten seine Erlebnisse wissen wollen; denen hatte er gar nicht zu antworten vermocht; seine Mäde waren weit fort gegangen über sie hinweg, und unter seinem Schweigen waren sie wieder gegangen.

Nun ging er in der Stille und in der Spätle, aber milden Herbstsonne, und Stille und Einsamkeit waren ihm lieb. Er kam auf die Promenade und ging unter den Linden dahin. Auf dem Turnplatz, wo die städtischen Turngeräte standen, spielten Kinder. Sie hatten Säbel von Holz, Helme, Röhren in den Händen und einige auch Kindergewehre. Er blieb stehen und sah ihnen zu. Da mußte er lächeln, als er sah, wie ihre Seele begeistert, selbstverloren im Spiel sich auslebte. Aber er erkannte auch, daß ein Kind, daß alle Kinder, wenn sie auch mitgerissen waren von den Ereignissen der Zeit, doch fast zeitlos leiteten, eben in ihrem Spiel; aus den Ereignissen der Zeit nahmen die Kinder so viel als sie brauchten, um ihre Seelen groß, begeistert, gläubig zu füttern; im übrigen aber lebten sie ganz ihr Leben, fast jenseits der Welt. . . .

Die Kinder sahen ihn, den Soldaten, lächelten ihm an; der größte von ihnen stellte die Kolonne zurecht, kommandierte: Bataillon marsch! und: Augen links! und zogen so vorbei. Da dankte er, legte die Hand an die Wange, lächelte und nickte. . . .

Aber schon wieder ging sein Auge weit. Das Ungeheure stand fern; manchmal war es, es klang ein Ton, ein Dröhnen herüber, aber es stand fern, wie jenseits; wochenlang nun schon. . . . Er war dagesessen, er würde wieder hingehen. Wer konnte es hier verstehen?

Aber da sah er etwas Neues. In der Sonne, die schräg her schien, unter den Linden, auf einer Bank saßen die alten Mütter, Großmütter und Fridten; er grüßte sie, und da hat ihn ihrer eine, er mochte sich herzusetzen und ihnen erzählen. Und da konnte er nicht anders, er mußte das tun. Und als er so erzählte, fühlte er, daß es wie ein Faden ging, wie eine Leitung von ihm zu ihnen, und daß all diese alten Herzen eine Ahnung hatten von der Größe und dem Ueberzeitlichen, das die Erde erschütterte.

Er fühlte es, als jede der Alten ihm erzählte, welcher ihrer Enkel und Nefen mit dabei, im Krieg, wann sie alle zuletzt geschrieben hatten, und daß es aus ihren Briefen so geklungen hätte wie aus dem, was er eben erzählt hatte. Auch waren einige schon gefallen, und die Frauen, die davon erzählten, hatten wohl ein heimliches Jittern in der Stimme. . . .

Danach aber war eine große Stille, als lauschten sie nun alle aus ihrer friedlichen Kleinstadtentrückung heraus ins Jenseits, in die Hölle, in den Vorn des Dort — des Ungeheuren. . . .

Karl Kötzger.

Jahreseinteilung und Monatsnamen.

In großen ganzen teilt sich das Jahr selber ein — die Menschen, die glauben das Jahr einzuteilen, nehmen nur von den natürlichen Tatsachen Notiz. Freilich ist die Natur je nach den Klimaten und Gegenden verschieden. Die Tropen haben im allgemeinen nur zwei Jahreszeiten: die des Regens und der Wärme oder Hitze oder auch die der Windstillen und der Stürme. Europa und die gemäßigten Zonen der anderen Erdteile haben drei genau zu Scheidende, wenn auch nicht gleich große Jahreszeiten: den Frühling, die Zeit des Grünens und Blühens, Sommer-Herbst, die Zeit des Reisens, und den Winter, die Zeit der Erde und Kälte. In den Polargegenden wird diese einzige Jahreszeit nur von einem ganz kurzen Sommer unterbrochen. Da die sich entwickelnde Kulturmenschen in der Hauptfache in der gemäßigten Zone wohnt, ist die Dreiteilung des Jahres die natürlichste und häufigste (die vier sind nur den 4 Weltgegenden, den 4 Evangelien usw. schematisch nachgebildet). Ihr entsprechen auch fast überall drei hohe Feste. Auch die alten Juden sowie unsere Altordern huldigen gleich den alten Juden dieser Dreiteilung und deren drei Zeiten des Roggels, der Wochen und der Laubbütten entsprechen das deutsche Ostern, Mittsommer (Johannis) und Kirmeß; die große Herbstmahlzeit.

Schon die alten Babylonier haben um 2600 vor unserer Zeitrechnung diese Jahreszeitung besessen. Wie die gläubigen Katholiken heutzutage ihre Madonnen, besonders die gnadenspendenden in den Wallfahrtsorten aufs reichste kleiden und schmücken, und je nach den Zeiten mit Ruh und Staat wechseln, so haben schon die „Heiden“ vor 5000 Jahren ihre Götzen in gleicher Weise geachtet und erfreut. Von einem solchen „Opfer“ berichtet uns nun eine alte Tontafel aus der eben erwähnten Zeit. Nach ihr hat der alte König Sargon (I.) von Agade-Babylon dem Sonnengott drei

verschiedene Turbane, ausgesprochenemmaßen für die verschiedenen Jahreszeiten, gestiftet, und der dieser Bekleidung anscheinend äußerst bedürftige Sonnengott hat die Gabe mit größtem Dank angenommen. Man wird gedenken, daß für ein halbes Jahrzehntausend der religiöse Fortschritt gerade nicht belanglos groß ist.

Um aber auf die Jahreseinteilung wieder zurückzukommen, so war auch damals schon die babylonische Menschheit bereits soweit vorgekommen, daß ihr diese einfache Einteilung nicht mehr genügte; sie fand eine praktischere und regelrechtere in den „Monden“, deren reichlich 12 aufs Jahr gehen. Zu allererst zählte man sie einfach, dann gab man ihnen Namen. Wir Modernen finden in dieser Beziehung noch in einer uns von alten Römern überlieferten Halbheit — acht Monate haben Namen und den Rest zählten wir noch; wir nennen den neunten bis zwölften des Jahres mit lateinischen Ausdrücken den siebenten bis zehnten. Ein Beispiel übrigens, daß das römische Jahr einst im März, also beim Frühlingsanfang begonnen hat. Erst christliche Gläubigkeit rückte den Jahresanfang möglichst nahe an den Geburtstag des Religionsstifters heran. Auch der Name des Februar beweist das, er bedeutet den allgemeinen Reinigungs- und Sühnemonat, der richtig am Schluß des Jahres zu stehen kam.

Indem die Römer aber ihre mangelhaften Monatsnamen nicht nur im ganzen ehemaligen Bereiche ihrer Herrschaft, sondern in Verbindung mit der Jahreseinteilung und ihrer späteren Reichsreligion, dem Christentum, auch fast über die gesamte zivilisierte Welt verbreiteten, hatte diese wenigstens den Vorteil davon, daß sie sich ohne Schwierigkeit über Zeiten und Termine verständigen kann. Das war im Altertum nicht der Fall. Eine Jahreseinteilung, eine sogenannte Aera, besaß man damals überhaupt nicht — sie datiert erst aus der Zeit der Nachfolger Alexanders des Großen — und die Monatsbenennung war in jedem der Zwergstaaten, die sich aus den zerfallenden Mittel- und Großstaaten bildeten und mit denen die Römer dann meist kurzen Prozeß machten, ganz verschieden.

Somit, wie gesagt, zählte man die Monate vom Jahresanfangsseite ab, ging dann aber bald zu besonderen Benennungen über, die man in Babel wie bei den Deutschen erst Naturereignissen entnahm (Windmonat, Eismonat, Erntemonat usw.). Dann wurden die Namen aber weiter nach religiösen Festen (Februar, Göttern (Januar, März), vergötterten Staatsmännern (Junius, Julius, Augustus) genannt; erhebt wie bei den feststehenden Griechen vor, während die alten Babylonier gleich den Römern die Namen aus verschiedenen Gebieten nahmen. Wir kennen die Monatsnamen einer ganzen Anzahl babylonischer Städte des dritten Jahrtausends, die nach diesem gemischten Schema gehen — ein Teil hat noch die Kummern, ein Teil heißt nach dem Reifen der Saat usw., selbst ein „Ziegelmonat“ kommt vor, ein Teil nach den Göttern oder Festen der Götter (Regun, Dumuzi), Bau usw. Viele Orte haben dieselben Monatsnamen, da sie aber die Feste der Götter zu verschiedenen Zeiten feierten, besteht in den Kalendarern keine Uebereinstimmung. Ganz ähnlich war es ja im alten Griechenland. Erst in neubabylonischer Zeit haben die Priester von Babel eine Uebereinstimmung für das gesamte Reich zustande gebracht.

In der Bibel ist es eine Eigentümlichkeit, daß der Prophet Jesaja in seinen Briefen aus der Gefangenschaft von Babel an die in Jerusalem Zurückgebliebenen die Monate zählt. Die Juden hatten vorher zwar nicht eigene, sondern die allgemein kanaanitisch-phonizischen Namen gebraucht, von denen in der Bibel zufällig nur noch vier erhalten sind. Der Babylonier, der die herrschenden Klassen wegführte, nötigte natürlich diesen wie den in Vaterlande Zurückgebliebenen seine Monatsnamen und Jahreseinteilung auf. Bei ihr sind die Juden, trotz ihrem traditionellen Haß gegen Babel, bis zum heutigen Tage geblieben.

Auch die Jahresanfänge sind einst, lokal natürlich, ganz verschieden gewesen. Keist begann man mit der Frühlings- oder der Herbst-Tag- und Nachtgleiche. Im alten Orient war letzteres das üblichere; man schloß das Jahr mit dem großen Herbstfesten, nach dem bei eintretendem Regen sofort, wie heute noch in Palästina, die Ueberstellung für das nächste Jahr beginnen muß. Erst astrologische Spekulation des ersten vorchristlichen Jahrtausends hat das im Frühjahr beginnende „Kirchenjahr“ geboten. Die Jahresanfänge gebietet auch die Bibel; wie sich die Juden hier heranzustellen, interessiert uns weniger — jedenfalls Regen hier wie oft in der Bibel, die Anschauungen verschiedener Zeiten als Widersprüche nicht nebeneinander. Das Herbstjahr ist das vor-

*) Dumuzi war ein Stadtkönig von Lagash, der während seiner Regierungszeit vergöttlicht wurde und den Monat zugeeignet erhielt. Das war ungefähr in dessen 15. Regierungsjahr. Vorher hieß der Monat Dumuzi: „Monat Ur“.

Ueberfluß.

Von Martin Andersen Nexø.

Sie mußte einmal sehr hübsch gewesen sein, und eigentlich wäre sie es noch gewesen, aber die Gesichtszüge waren gewissermaßen entwurzelt. Viel Sommer, unter den sie sich nicht zu beugen vermocht hatte, konnte das bewirkt haben; aber ebenso gut konnte gewöhnliche Syphilis die Ursache sein. Irendetwas Gewalttames — entweder etwas Wirkliches oder Eingebildetes — mußte dieses Gesicht verbeert, die Linien so weit über die Schönheitsgrenze hinausgezogen haben, daß sie nicht wieder zurückzufahren vermochten. Der fanatische Zug auf der Stirn wirkte gleichfalls abstoßend. . . . Karl war selbst Fanatiker und konnte darum Fanatismus nicht leiden.

Der Wirt wünschte „Gefegnete Mahlzeit!“ und man erhob sich. Der Kandidat schickte sich an, sich zu verabschieden. „Nein, bleiben Sie noch ein bißchen, nun wollen wir eine recht gute Tasse Kaffee trinken!“ bat der Wirt und sah ihn eindringlich an. „Dann sitzen wir und schwatzen und machen es uns gemütlich, und dann gehen Sie zusammen mit Herrn Vauder. Er muß ja an Ihrer Tür vorbeigehen.“

Aber der Kandidat beharrte auf seinem Vorsatz. „Sie müssen zugeben, daß es verkehrt von mir sein würde, mich überreden zu lassen, wenn meine Frau allein zu Hause sitzt und ich eigentlich verbrochen hatte, den Abend bei ihr zuzubringen.“ wandte er sich an Vauder. Und dieser aab ihm recht. „Gut, das er wea ist!“ sagte Frau Sörensen, als der Kandidat draußen war. „Er ist so widerwärtig edel.“

„Es ist doch keine Schlechtigkeit, daß er Wort hält.“ wandte Vauder ein. „Sie dürfen nur ja nicht glauben, daß es ihn nach Hause zieht. Er pflegt nicht zu viel an seine Frau zu denken. Nicht, Sörensen?“

„Nein, offen gestanden, ich aloube nicht, daß er nach Hause wollte. Ich fürchte, er steht vor einem feiner Anfälle. Es ist an der Zeit, und er war den ganzen Tag über so wunderbar.“ sagte Sörensen mit einem tiefen Seufzer. „Na, wahrhaftig, da hat er seinen Stern aufs Büffet gelegt — das soll so eine Art von Austrittserklärung sein, verstehen Sie. Ach hab es mir ja gedacht, er war so. . . wie soll ich sagen. . . Sie haben wohl bemerkt, daß er mit seiner Samthöhre bei Dortea Hanen prahlte; das tut er sonst nie.“

Armer Mann! — Na, aber ich wollte mich wohl an den Kaffee machen, Sie entschuldigen mich gewiß so lange.“

„Soll ich nicht den Kaffee für Dich kochen?“ fragte Frau Sörensen zärtlich. „Eine recht gute, starke Tasse Kaffee. — Man kann nämlich den Kaffee für meinen Mann nicht stark genug machen.“

„Danke, Liebe. — wenn Dein Kopf es verträgt?“ rief er froh überrascht. „Ich glaube wirklich, Du erholt Dich, Mädchen; es wird Spah machen, wieder eine Tasse zu trinken, die Du gekocht hast.“ Und er ging im Zimmer auf und ab und rieb sich verängstigt die Hände, während seine Frau sich in die Küche begab.

„Es war ja gar nicht immer so leicht, sehen Sie. Mäde soll seine Lektionen lernen, ich habe die Fabrikation und den Ausblick außer all der Ertragsarbeit, die die Sache sonst noch abwirft. Und dann ist da Stine, die im Haushalt herumwirkschaften. Aber die ist ja nicht ganz geschick, so daß ich bald hier, bald da sein muß, und das Ganze acht, wie es gehen kann. Meine Frau hat lange Zeit an nichts teilnehmen können. Der Kopf ist's — Köpfe sind ein verfluchtes Neua. Sehen Sie sich bloß den Kandidaten an! Der hat einen guten Kopf, aber er hat ihm schon viele Schwulstigkeiten bereitet, von denen ein anderer nichts weiß.“

Aus der Schenkstube scholl starkes Gelächter herüber. Der Wirt lautete: „Ach, hör mal, Mäde, ach doch hinüber und sieh, was da los ist. Ich fürchte, sie treiben Alotria mit Stine.“ Mäde ging. „Es ist auch ein bißchen schwer für sie, mit den jungen Burtschen fertig zu werden, aber es ist ihre eigene Schuld von Anfang an — sehen Sie, sie ist so gerademu. Na, Herrgott, was kann man von einem armen Bioten verlangen! Und bedienen kann sie; es war nicht leicht, es ihr beizubringen, aber jetzt arbeitet sie so sicher wie eine Maschine, während ein anderer sich in den Dingen oft irrt. Es ist, als ob der Verstand bei uns denkenden Weisen manchmal im Wege wäre, sehen Sie. Und dann ist sie ja ein gutes Biest mit all ihrer Väterlichkeit.“

Mäde kam zurück. „Na, was gab es?“ fragte der Vater.

„Ach, es waren die Brüder Blom; sie hatten Stine das Kleid überm Kopf zusammengebunden, so daß sie ausah wie ein wandernder Sack.“ erzählte Mäde lachend.

„Sind die Biester wieder hier? — dann muß ich gewiß selber hinüber. — Es sind zwei junge Seelen.“ sagte er zu Vauder.

„Ja, ein paar gewaltige Schelme vor dem Herrn.“ meinte Mäde aufgeräumt, „aber zwei ausgezeichnete Burtschen. Sie sind übrigens fort, Vater.“

Frau Sörensen kam mit dem Kaffee herein und feste ihn mit unwilligem Ruck hin. In ihrem grauen Blick bemerkte man einen neuen Ausdruck.

„Da.“ sagte sie. „Aber ich will Dir was sagen, er ist nicht stark. Herr Vauder kann starken Kaffee sicher nicht vertragen.“

„Ich darf gar keinen Kaffee trinken, Frau Sörensen, also meinestwegen soll Ihr Mann nicht mit seinen Gemohnheiten brechen.“ erwiderte Vauder.

„Ach, all das Starke ist ihm nicht gut! — Aber wenn Du es durchaus haben willst, will ich Dir gern eine andere Tasse kochen. Ich finde es nur lächerlich von Dir als Abstinenzler, das reine Gift in Dich hineinzufüllen.“

„Es ist doch wirklich eine ehrliche Sache, 'ne Tasse Kaffee zu trinken.“ brummte der Mann.

Die Linien in Frau Sörensens Gesicht waren jetzt stark verzerrt, sie sah äußerst angestrengt, fast leidend aus, und der Ausdruck in ihrem stehenden grauen Blick war so unzuverlässig wie Eis, das einen Tag alt ist.

Sie wippte mit dem einen Fuß und starrte wie in Halluzinationen vor sich hin, während ein Lächeln über ihr Gesicht lag; die Hände bewegten sich nervös. Wöllich veranlaßte sie ein Gelächter drüben in der Schenkstube, an ihren Kopf zu greifen:

„Ach, nun sind sie in der Kneive wieder gemein gegen das arme Menschenkind! So ach doch einer von Euch hinüber!“ Sie sah keinen an, starrte aber leidend vor sich hin, Mäde ging.

„Warum sehen Sie mich so an?“ fragte sie plötzlich, und ihr Blick schoß zu Vauder hin. „Woran müßen Sie denken? Man hat Ihnen gewiß viel von mir erzählt! Aber glauben Sie nichts davon, denn niemand kennt die Wahrheit, und es macht sich auch niemand etwas daraus, sie zu kennen. Die Leute haben bloß Luft, einen herunterzumachen. — Der da macht mich auch herunter!“ Sie zeigte auf ihren Mann.

„Aber Laura —“ rief dieser und sprang auf.

„Na, schlag mich nur, Du darfst. Schlaat mich alle. . . o, schlag mich, was! Der Fremde schämt sich, aber Du, Mäde, der seine Mutter so lieb hat, sang Du an! Er ist nicht hier, aber dann kannst Du ja anfangen, Sörensen, Du bist auch der Nächste dazu.“

(Fortf. folgt.)

erlittene altbabylonische, das Frühjahrsjahr das neubabylonische? Dieses sehen die heutigen Juden als das bürgerliche, — jenes aber als das kirchliche an.

Auch mit der Sommer- oder Winterjohanniswendebegann bei manchen Völkern oder religiösen Richtungen das Jahr — bei den Christen mit letzterer. Das stammt daher, weil das Christentum ja, wie die moderne, nicht durch eine Glaubensurkunde gebildete Forderung, die selbst der linke Flügel der christlichen Theologie nicht mehr leugnet, gar keine neue und eigentümliche Religion, sondern gewissermaßen das abgeschöpfte Zeit einer ganzen Anzahl vorchristlicher Erlösungsmythen und -religionen ist, deren Entstehung in die erste Hälfte des ersten Jahrtausends zurückgeht. Die bekanntesten sind die des Adonis, des Dionys und des Mitra, aber es sind nicht die einzigen. Die Geburtsstunde dieser Heilande und Erlöser, die ihren Ausgang in der Hauptfrage von babylonischen Jahres- und Sonnengöttern nehmen, insbesondere vom Gotte Tamuz, der nach Hesekiel Kap. 8 schon im 6. vorchristlichen Jahrhundert auch im Tempel zu Jerusalem verehrt wurde, waren sämtlich durch den Termin der Neugeburt, d. h. des Wiedererwachens der Sonne am 25. Dezember bestimmt und die neue, zusammenfassende Religion mußte ihn beibehalten.

Im den später unangenehm empfundenen Zusammenhang zu vertuschen, hat man das christliche Jahr dann mit dem 6. Januar begonnen, dem Tage, da Jesus „erschienen“ ist, sich das erste Mal als Wunderkünstler auf der Hochzeit zu Kana gezeigt hat. Leider hat die neuere Forschung feststellen müssen, daß die Epiphanie auch nur die Hebertragung eines in der Nacht des 5./6. Januar gefeierten alten Dionysosfestes ist, bei dem sich schon damals seit mehreren hundert Jahren jenes Weinwunder begab, das gar zu gern jeder Mensch selbst erleben. Und zum Ueberflus hat die Philologie noch mindestens ein Vierteltausend weiterer Götter festgelegt, die gleich Dionysos der altorientalischen Erlöserepöche angehörig daselbe Wunder zu ihrer Spezialität gemacht haben. Wenn einer davon den symbolischen, aber ganz verständlichen Namen Kean trägt (er wird teilweise mit Dionysos identifiziert), wird man es auch verständlich finden, wenn bei den christlichen Gnostikern die Aeonen die höchsten Engel sind und Christus deren vornehmster ist.

Guter Rat für unsere Krieger.

Im Lazarett liege ich nun schon seit drei Wochen. Da fällt mir plötzlich ein, daß ich den ins Feld abrückenden Kameraden schuldig bin, einige Ratsschläge zu geben, die vor manchem schlimmen Schaden bewahren können.

Bei einem Besichtigungsgang, dem ich beimohnte, wurden mit Wasser prall gefüllte Schweinsblasen an Pfähle aufgehängt und dann mit je eine Patrone angepöschelt. Die Wirkung muß man gesehen haben, sonst kann man es sich gar nicht vorstellen: Die Holzpfähle waren, soweit das spritzende Wasser reichte, zerplittert, zerbröckelt, kurz, schauerhaft zugerichtet. Bei Selbstmördern, die Wasser beim Ertrinken verwenden, haut ja auch das Wasser die harten Schädelknochen auseinander. Diese Wirkung beruht auf dem allseitigen Druck des Wassers, wie er bei hydraulischen Pressen und Pumpen praktisch angewendet wird.

Der Klein in der gefüllten Harnblase, der von einer Kugel getroffen wird, hat natürlich die gleiche furchtbare Wirkung und zerplatzt und zerlegt den ganzen Unterleib. Darum vor jedem Gesicht, Patronenübergang usw. die Harnblase entfernen!

Das gleiche gilt für den Darm. Lieber mehrmals am Tage, als einmal zu wenig entleeren. Dann sind die gefährlichen Bauchschüsse bedeutend harmloser.

Die Kälte, besonders im Osten, ist ein gar arger Feind unserer Krieger. Ich wäre, als ich verurteilt dalag, trotz zwei Paar Strümpfen, zwei Hemden und Etrennsack, zwei Unterhosen bestimmt erfroren, wenn mich nicht Kameraden fortgetragen hätten.

Was hilft nun am besten gegen die Kälte? Noch welche wollen Sie machen?

Dann machten die Kameraden auch ganz überraschende Beobachtungen an sich und anderen. Selbst wer früher kein Freund von Zucker war, ist es durch Märsche und Kälte geworden.

Die Löden in den Ortschaften wurden meist gekürrt und der Zucker ausverkauft. Die nachfolgenden Kameraden ließen sich durch das: „Nix Zucker!“ des Händlers, meist eines Juden, nicht verblüffen, und es wurde nachgefordert. Reißt wurde dann noch ein Zentner und mehr unter den Betten hervorgeholt und auch dieser radikal ausverkauft.

Dieses Bedürfnis nach Zucker, der sich leicht im Körper in Muskelkraft und in Wärme während des Marsches und in der Ruhe umsetzt, ist natürlich. Das wußten Asiaten, das dem Menschen geblieben ist, verlangt unter den geschichtlichen Umständen gebieterisch nach Zucker oder heißen Tee mit viel Zucker, wie wir an denen sehen, die früher Abneigung gegen Süßigkeiten hatten.

Vorteilhaft für eine recht große Wärmeentwicklung ist weiterhin Fett jeder Art. Nach Butter entspannen sich in jedem Rastort eine wilde Jagd. Leider war die Antwort der polnischen Bauern: „Nimma mohl!“ die Regel. So mußten wir uns zumeist Speckfett auslassen. Aber so did mit Fett und Gewürzen bestrichenes Brot hatte ich bisher noch nie gesehen. Soviel Fett wäre uns im Zivilberufe zum Ueberdruß geworden. Auch habe ich im Felde nie beobachtet können, daß jemand fettes Fleisch weggeworfen hätte, wie es jetzt im Lazarett bei stets gleichbleibender Wärme und mangelnder Ausarbeitung die Regel ist. Aber im Felde erregte der hohe Bedarf des Körpers an leicht in Wärme oder Kraft umsetzbaren Stoffen Appetit nach fettigen Bismen.

Leider erfreut sich der angeblische Kraft- und Wärmespender Alkohol noch viel zu sehr einer gewissen Achtung bei unseren Kameraden. Meine Erlebnisse bei Ausübung des Stillaufs habe ich mit recht gutem Erfolg auch aufs Feld übertragen. Damals tranken wir stets heißes Zitronenwasser oder heißen Tee oder Kaffee, aber nie bedurften wir des Alkohols, der die Wärmeregulierung der Haut derart ungünstig beeinflusst, daß man von einer Wärmevermehrung reden muß. Das Kaltezentrum des Gehirns wird mehr oder weniger gelähmt, so daß es dem Geist nicht mehr meldet, daß der Körper friert. Tatsächlich wird die Haut nach Alkoholgenuß kälter, ohne daß es der Mensch merkt. Interessant ist, was hierzu Prof. G. v. Bunge in der Alkoholfrage (10 Hf.) schreibt.

Bei uns bekam ein Bauer von seinen Lieben ein Briefchen mit Rum, wovon er sofort einen heißen Erg braute, und weil er ein gutmütiger Kamerad war, auch anderen gab. Das war am 21. November in Polen. Von 10—12 Uhr nachts hatte er Wache bei der Kompagnie-Kapoge. Um 12 Uhr stolperte die Ablösung über ein paar Beine. Liegt der Kamerad Brauer schlafend auf einer Holzplanke und hat sich die Leber erfroren.

Ein so leichtfertiges Wachsvergehen wird oft mit dem Tode, schlimmster aber mit mehrjähriger Zuchthausstrafe gesühnt; denn unabwehrbarer Schaden an Menschenleben und Material kann dadurch verursacht werden.

Schade nur, daß der eigentliche Verbrecher, der Alkohol, nicht eingeperrt wird, sondern von zu Hause her vielfach auf unsere Artgenossen auch noch losgelassen wird.

Am Schützengraben haben immer die am meisten über ganz entsetzliches Reizen geklagt, die sich vom Pilsno (Bier) und Liebesnaben Schnaps nicht trennen konnten.

Bei unseren Gewaltmärschen, wo oft die letzte Kraftreserve ausgegeben wurde, machten die zuerst schlapp, die Butti oder Pilsno oder auch auf eigene Faust requirierten Wein (verlassene oder unbewachte Weinteller hat es im Anfang öfters gegeben) recht tapfer „gehoben“ hatten.

Die Kameraden und Vorgesetzten waren gemüthliche Erzgebirger, so daß nur zwei Fälle von Widersecklichkeit in der Trunkeinheit vorliefen, die nur mit Anbinden an einen Baum bestraft wurden.

Wohl aber habe ich mich in Czogno über die Russen ge-

wundert. Sofort beim Einrücken an ein höherer russischer Offizier sämtliche Butti in der Stadt auslaufen, aber sämtliche Tee-pakete aufkaufen lassen, damit seinen Abteilungen auch in der kalten Zeit nie der heiße Tee ausgehen sollte.

Sie sind ausgezeichnet ohne Alkohol ausgekommen. Die Füße, besonders Schweißfüße, leiden am ehesten unter der Kälte. Wir haben drei Paar Strümpfe nicht genügt, und öfters bin ich nachts freiwillig auf Patronelle gezogen, weil ich infolge eisiger Füße erwachte. Durch Marschieren wurden sie wieder warm. Später wäre ich infolge der Gewaltanstrengungen, nicht mehr in der Nacht munter geworden. Da war es ein Glück, daß ich die Verwendung des Strohs kennen lernte. Ein Bündel parallel gerichteter Strohhalme wird geschnitten, und zwar genau so groß, wie die Fußsohle lang ist. Dieses Bündel den Stroh, in den Stiefel gesteckt und auf der Fußsohle ausgebreitet, saugt den Schweiß auf, ist elastisch, isoliert ausgezeichnet gegen die Kälte von unten und hindert gar nicht beim Marschieren. Von da an hatte ich bei härtester Kälte warme Füße bei täglich zweimaligem Strohwechsel.

(Vielleicht schneidet mancher Leser diese gutgemeinten und erprobten Ratsschläge aus und sendet sie einem Bekannten im Felde zu.)

Musik.

Es ist etwas Seltsames, und zugleich doch nichts weniger als seltsam, daß die ganz großen Künstler immer an einer Art Welt-wende ihres Landes erscheinen. Und daß sich in ihrer Entwicklung immer das Gesicht ganzer Nationen spiegelt. Spiegelt, obwohl es noch gar nicht abgeklüftet ist, obwohl es erst noch vollzogen werden soll. Die Tragi- der Entwicklung, des Abchlusses formt sich in den Schöpfungen besonders der dramatischen Genies. Und das gemeinsame Merkmal ihrer aller ist der Uebergang vom Kampf zur Resignation, ein Uebergang, der sich bei ihnen nicht nur mit den Jahren ihres eigenen Lebens vollzieht, sondern der eben den Reflex und zum Teil sogar nur die Vorahnung gesellschaftlicher Entwicklungen bildet. Nachher kommen dann die unzulänglichen Genies von mittlerem Format und flüchtigen der Klassenlater in mythischem, romantischem, pessimistischem Gewande weiter aus.

Die gewaltigsten Klassenkämpfe brachte vor der Ära des Proletariats jedesmal die Auswanderung des Grundbesitzes mit dem bewegendsten Erfolg. Der Widerspruch zwischen der Ent-wicklung und der Dummheit des Individuums, das sich ihr entgegenstemmt, hat sie zu fördern, ist der innerste Kern aller Tragik. Aus dem zunächst rein wirtschaftlichen Gegenlag entspringen alle tragischen Verwicklungen im Leben des Einzelnen, der Familie, der Gesellschaft, entspringt also der tragische Konflikt auch des Dramas. Im Griechenland des fünften Jahrhunderts erreichten jene Kämpfe auch einen Höhepunkt. Rehrlich wie in dieser Blütezeit der griechischen Tragödie lagen die Dinge dann im England Shakespeares, und abermals ähnlich zweihundert Jahre später, wo Deutschland an seiner Zeitwende stand.

Es ist durchaus keine Phrasologie, wenn man Beethoven als einen spezifisch tragischen Musiker bezeichnet. Ja, fast scheint es, als habe in seinen Schöpfungen mehr vom Geiste der Tragödie als selbst in den besten dramatischen Werken der Schiller und Goethe, zu schweigen von Kleist, der am Ende doch mehr von der Tragik seiner Zeit untergeleitet wurde, als daß er sie unterkriegt. Am ange-deuteten Sinne hielten sich Werke wie der „Oedipus am Kolonos“ des Sophokles, Shakespeares „Sturm“, der zweite Faust und der spätere Beethoven als eng verwandt heraus, und allem schon die Reihe der Klavierkonzerte des musikalischen Tragiclers ist wie ein Gegenstück zu den Dramenreihen jener Dichter.

Jedem Wilhelm Bachhaus in seinem Beethovenabend der Bathétique und der Appassionata die op. 101 in A-dur und 111 in C-moll folgen ließ, gab er also eine musikalisch-tragische Biographie des Kämpfers Beethoven. Diese Biographie nun weiter mit dem Stimmungsgehalt unserer Zeit in Beziehung zu setzen, muß aus guten Gründen dem Nachdenken des einzelnen vorbehalten bleiben. Viele glauben zwar, das Denken sei jetzt Nebenache; aber tatsächlich ist doch jetzt gerade zum Denken die beste Zeit, umso mehr, als einen hieran, und nur hieran, durchaus niemand hindern kann.

Bachhaus riß durch die glückliche Vereinigung von Temperament und Technik wieder einmal ein. Daß er dem härmischen Verlangen nach einer Juggabe widerstand, war bei einem so in sich geschlossenen, einem gewissermaßen so programmatischen Programm eigentlich selbst-verständlich.

Kleines Feuilleton.

Gegen die Geschäftschauvinisten.

Unlängst las man in der deutschen Presse — als Beweis für die nationalitätliche Ueberlegenheit in Frankreich — Bruchstücke aus einem Briefe des bedeutenden Komponisten Vincent d'Indy, der sich mit großer Enttäuschung gegen den Skandal wendete, daß nach dem einzigen wirklich preussischen Komponisten Meyerbeer eine Straße in Paris noch immer genannt werde. Dieser Berliner und Generalmusikdirektor sei in der Tat Preuze, während alle anderen großen deutschen Musiker Bach, Beethoven, Mozart, Haydn, Schumann, Wagner Sachsen oder Oesterreicher seien, Beethoven von Abstammung gar ein Belgier.

Der Protest sollte in Deutschland wieder einmal zeigen, wie läppisch man sich in Frankreich aufführt. In der Tat aber beweist er nur, wie verständnislos oder böswillig eine gewisse Presse ist. Denn die Ironie des Briefes d'Indys wäre auch dann sofort erkennbar gewesen, wenn nicht zum Ueberflus der „Tempo“ noch eine höchst kultivierte Erklärung des Protestes gegeben hätte. Die Absicht d'Indys war, die aus sehr durchsichtigen Geschäftsinteressen von einigen Leuten betriebene Hetze gegen die deutsche Musik zu verhöhnen. Darum gab d'Indy seine sonstige Zurückhaltung auf und belehrte die spekulativen Karren, daß sie gerade den Mann zu verfolgen vergessen hätten, der ein unzweifelhafter Preuze gewesen und um so zweifelhaftere Musik gemacht habe. Die großen deutschen Musiker aber seien Besitz der Menschheit.

Der „Tempo“ übertrug seine Bemerkungen über den Brief d'Indys: Eine gute Lektion, und beteiligte sich feinerleits an der Abstratung der französischen Tendenz-Architekten, die auf unieren Patriotismus spekulieren, um ihre mehr oder minder interesselosen Leidenschaften zu sättigen.

Es wäre an der Zeit, daß eine Organisation geschaffen würde, die den Herrschaften auf die Finger zeigt, die gewerbsmäßig Erdbeinungen und Aecherungen des Auslandes nur deshalb über-mitteln, um sie zu entstellen.

Riesenschmörzer im 19. Jahrhundert.

Die „dide Veria“ hat nicht nur in den ersten Jahrhunderten des Artilleriewesens, als man Geschütze mit einem Kaliber von einem Meter oder gar mehr baute, ihre Vorläufer gehabt, sondern Riesenschmörzer, die ihrem Kaliber gleichnamig oder es gar über-trafen, hat man auch im 19. Jahrhundert hergestellt und benutzt. Vor der Wehrfront des Berliner Zeughauses stehen, wie die „Artille-riestischen Monatshefte“ berichten, zwei im Jahre 1814 eroberte Brongenschmörzer von 25 und 28 Zentimeter Seelenweite, im Zunen-hofe des Zeughauses stehen zwei ebenfalls 1814, und zwar in La Fere eroberte Rörzer von noch größerem Kaliber. Sie haben 32,4 Zentimeter Rohweite. Die beiden Geschütze, die in Lüttich gegossen worden sind, konnten nur unter einem unendlichen Winkel von 75 Grad schießen, denn sie waren fest auf einer eisernen Fußplatte angebracht. Gleichfalls in Lüttich wurde 1892 ein glatter Rörzer von 60 Zentimeter Rohdurchmesser hergestellt, und da diese Waffe beim ersten Schuß sprang, stellte man drei Jahre später einen neuen gleichfallsigen Rörzer her, der beu-den-fähiger war. Auf einem belgischen Schießplatze wurde er tat-sächlich ausprobt. Sein 400 Kilogramm schweres Geschöß hatte ungefähr das gleiche Gewicht wie eine moderne 31-Zentimeter-Granate; eine Pulverladung von 10 Kilogramm löscherte es

unter einem Winkel von 45 Grad bis auf 1600 Meter. Die Ladung war dabei nur schwach, und es ist wohl möglich, daß man weitere Versuche mit härteren Ladungen gemacht hat. Das Geschöß brauchte eine Bedienung von 16 Mann und konnte stünd-lich nur drei Schüsse abgeben. Den größten Rörzer des 19. Jahr-hunderts haben die Engländer hergestellt. Im Jahre 1858 wurde „Palmerston's Jolly“ fertig, ein Riesenschmörzer, neben dem die Krupp'sche 42-Zentimeter-Waffe klein aussehen würde, denn er hatte ein Kaliber von 93 Zentimeter und einen Umfang von 3 Meter. Er wog über 30 Tonnen; sein Geschöß war 1587 Kilo-gramm schwer, und die Schwarzpulverladung betrug 215 Kilo-gramm. Weiter hat der artilleristische Fachmann über diesen Riesenschmörzer nichts in Erfahrung bringen können. Er vergleicht ihn wie den 60-Zentimeter-Rörzer mit modernen Krupp'schen Hinterladern. Wenn es Krupp gelänge, Geschütze von solchem Kaliber herzustellen, würde der 60-Zentimeter-Rörzer mit einer Ladung von 430 Kilogramm eine Granate von 2900 Kilogramm verschießen. Der 93-Zentimeter-Rörzer würde sogar ein Geschöß von 10 800 Kilogramm verschießen, das also mehr wäge als das Rohr einer 16-Zentimeter-kanone L/40. Das Rohrgewicht eines solchen angenommenen 93-Zentimeter-Rörzers würde fast doppelt soviel betragen wie das der größten bis 1913 von Krupp her-gestellten 40/64-Schiffkanone, nämlich schätzungsweise 217 000 Kilogramm.

Notizen.

Theaterchronik. Im Theater des Westens findet am Sonnabend, den 30. Januar, die Uraufführung der Operette „Kund um die Liebe“ statt.

Ausgaben. Bei dem am 30. Januar in der Phil-harmonie stattfindenden „Patriotischen Anstehend“ der Bühnengenossenschaft wird ein Teil aus Fiedes achter Lied an die deutsche Nation gesprochen. Darauf folgt das Vorspiel zu den „Meisteringern“ durch das Philharmonische Orchester unter Leitung von Camillo Hilbrand. Klaus, Anspitzer und Frau Blasche von der Oper singen, Konrad Anjorge spielt. Der zweite Teil des Programms bringt u. a. die Uraufführung von Wein-gartners Ouvertüre „Aus erster Zeit“.

Vorträge. Alexander von Humboldt als Geograph und Weltreisender ist das Thema eines Vortrages im Wissenschaf-tlichen Zentralverein Humboldt-Akademie, über das Dr. Arnold Haebler am Sonnabend, den 30. Januar, 8 Uhr abends, in der Aula der Lehrstätte, Georgenstr. 30/31, spricht. Der Eintritt ist frei. — Im großen Hörsaal der Treptow-Sternwarte wird Nag Rentwich am Sonntag, den 31. Januar, abends 8 1/2 Uhr, einen Vortrags-Vortrag über „Erdbeben und die Vulkan-Geologie“ halten.

Krieg und Naturwissenschaft. Der Staatssekretär des Innern hat dem Vorstand des Leipziger Buchhändler-Verein-s mitteilen lassen, daß im Hinblick auf den Krieg mit England das Deutsche Reich an dem International Catalogue of Scientific Literature nicht weiter teilnehmen wird. Das Deutsche Bureau der internationalen Bibliographie der Naturwissenschaften soll daher aufgelöst werden. Uns erscheint dieser scharfe Schritt sehr bedauer-lich und auch nicht hinreichend gerechtfertigt, denn die deutsche Wissenschaft führt doch keinen Krieg mit der englischen. Man hätte wenigstens einweisen im stillen diese gemeinnützige und schon so weit gediehene Arbeit ruhig fortsetzen können.

Schach.

Unser Turnier.

Motto: „Gordischer Knoten“.

(10-1081) = 2

Im Wiener Schachklub ist im Dezember ein kleines lokales Meisterturnier zu Ende gespielt worden, aus dem nachstehende Partie stammt. Die Reihenfolge der Bretträger war: Schlechter, Dr. Kauf-mann, Spielmann, Reit und Albin.

Vierspringerspiel.

Spielmann	Reit
1. e4, e5; 2. Sc3, Sc6; 3. Sf3, Sf4.	20. Lc7-c5
4. Lf1-b5 Lf8-e7 (a6?)	21. Lc5-d4 Lc5-d6
5. d2-d4	22. Tf1-e1 c7-c6
23. Ld4-e5	23. Ld4-e5
In Betracht kam 5. 0-0! Falls	24. Tf8-b8
man 5. 0-0, so 6. Lx8, dxc6;	21. Lh3-f5 Tg6-h6
7. Sxc5, Sxc4; 8. Sxc6, Sxc6;	25. b2-b3 Kg8-f7
9. Sxc7?; nebst bxc6 mit Bauern-	26. c2-c4 d5-d4
genimm.	27. Le5-d6 Th6-d6
5. e5xd4	28. Te1-e5 g7-g6
6. Sf3xd4 0-0	29. Lf5-d3 Tb8-c8
7. 0-0 a7-a6	30. Td1-e1 Tc8-c7
8. Sd4xc6 b7xc6	31. Td2-f4
Kalender und besser war dxc6!	Hätte Weiß diesen überhöffi-
9. Lb5-a4 Lc8-b7	gen Bauer nicht, so wäre kaum ab-
10. e4-e5 Sd6-d5?	zusehen, wie durchzubringen sei. So
Kollet einen Bauer, für den aller-	über genügt die einfache Tausch-
dingt ein Angriff erlangt wird.	drobung, um den Widerstand zu
Bretträger war Sc5.	brechen. Trotz aller Feindschaft der
11. Sc3xd5 c6xd5	anscheinend unerschöpflichen Mittel
12. Dd1-g4 f7-f5	des Schachspiels illustriert sich auch
Weiß drohte Lh3.	unter Umständen die Bedeutung der
13. e5xf6 Tf8xf6!	brutalen Zahl.
Lxf6 gibt nicht so viel Angriff.	31. Td6-f6
14. Dg4xd7 Dd8xd7	32. f4-f5 Kf7-g7
15. La1xd7 Ta8-d8	33. f5xg6 h7xg6
16. Ld7-g4	34. Te5-g5
Der Bauer geht früher nach h3;	Sor dem Bauer ta a f4 hätte der
konnte es also besser sofort tun. Am	Zug wegen h7-h6 nicht genügt.
einfließen nach jedoch La4 nebst Lb3	34. Te7-f7
16. Tf6-b6	Gegen Tf5 ist Bc5 auch sonst
17. Le1-f4!	wechsl.
Sei 17. b3, Lf6; 18. Tb1, Te6;	35. h2-h4 Kg7-h6
19. Ld1, Lc8 nebst evnt. Lf5 hätte	36. Te1-e5 a5-a4
Weiß kein gutes Spiel.	37. Te5xc5 a4xb3
17. Td8-f8!	38. a2xb3 Tf7-e7
Auf 17. Txb2; 18. Lxc7 nebst	39. Te5-e5 Te7xc5
Ta1 und Turmtaush mit Schwarz	40. Tg5xc5 Tf6-f4
fehlen Gehäl für den Bauer. Nach	41. Te5-g5 Th4xh4
dem Fortzuge hingegen würde auf	42. Tg5xg6 Kh6-h5
Lxc7 auch Tb6-c6xc2 mit gutem	43. Tg6-g7 Lb7-a4
Spiel folgen.	44. Ld3xe4 Th4-c4
18. Lf4-e5! Th6-g6	45. Kp1-e2 Te4-c3
19. Lg4-h3 a6-a5	46. Tg7-g8 Aufgegeben.
20. Ta1-d1!	